

dtv

Loki Schmidt (1919–2010) lebte mit ihrem Mann, Altbundeskanzler Helmut Schmidt, in Hamburg. Die ehemalige Lehrerin machte sich unter anderem durch ihr Engagement für den Pflanzen- und Naturschutz einen Namen, wofür sie 1999 den Professorentitel und 2000 die Ehrendoktorwürde des Fachbereichs Biologie der Universität Hamburg bekam.

»Loki Schmidt war Deutschlands First Lady des Naturschutzes. Sie kürte die Blume des Jahres, reiste um den Globus und stritt für die Umwelt. Die Natur war ihre Heimat.« *Die Zeit*

Reinhold Beckmann, Jahrgang 1956, studierte in Köln Germanistik, Theater-, Film- und Fernsehwissenschaften. Für seine Sportübertragungen, Unterhaltungs- und Gesprächssendungen wurde er vielfach ausgezeichnet. 1999 gründete er die Stiftung Nestwerk e. v. für benachteiligte Jugendliche in Hamburg. 2008 erhielt er das Bundesverdienstkreuz. Er lebt mit seiner Frau und zwei Kindern in Hamburg.

»Erzähl doch mal von früher«

Loki Schmidt

im Gespräch mit Reinhold Beckmann

Mit s/w-Abbildungen

Deutscher Taschenbuch Verlag

**Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
finden Sie auf unserer Website
www.dtv.de**



Ungekürzte Ausgabe 2010
7. Auflage 2011
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG, München
© 2008 by Hoffmann und Campe Verlag, Hamburg
Das Werk ist urheberrechtlich geschützt.
Sämtliche, auch auszugsweise Verwertungen bleiben vorbehalten.
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlaggestaltung unter Verwendung eines Entwurfs von Katja Maasböl
Umschlagfoto: Paul Schirnhofner
Gesetzt aus der New Aster (PostScript)
Gesamtherstellung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-34576-7

Inhalt

Vorwort 7

»*Honni, Honni, aus dem Land von Karbonni*«

Eine Kindheit in Hamburg 13

»*Im Taubenschlag kann man sich so schön küssen*«

Über Freundschaft und erste Liebe 43

»*Man roch beinahe, wo man vorsichtig sein musste*«

Leben im Nationalsozialismus 59

»*Ich habe mir nicht die Zeit genommen,
sentimentalen Gefühlen nachzugehen*«

Überleben nach dem Krieg 85

»*Darüber dürft ihr nicht reden, das ist gefährlich*«

Nationalsozialismus im Rückblick und Neuanfänge 119

»*Du hast ja wohl einen Vogel, dich irgendwie zu verbiegen*«

Bonner Zeiten 137

»*Wo Menschen Menschen waren*«

Politische Hausbesuche im Neubergerweg in Hamburg 161

»*Wenn es den Menschen wirklich schlecht geht,
dann fällt sehr viel Lack ab*«

Über Genossen und Zeitgenossen 179

<i>»Wir sind nun mal Männlein und Weiblein und gehören zusammen«</i>	
Naturschutz, Emanzipation und Freundschaft	191
<i>»Geliebt ist eine große Dankbarkeit für all das, was ich gesehen habe«</i>	
Über das Reisen und die Lust am Abenteuer	203
<i>»Wir sind ja nicht dafür konstruiert, so alt zu werden«</i>	
Über Krankheiten und die Leiden des Alters	221
<i>»Ich habe keine Angst vor dem letzten Schritt«</i>	
Leben im Alter und Gedanken an das Ende	235
Bildnachweis	269

Vorwort

»Erzähl doch mal von früher.« – Das war für mich schon als Drei-, Vierjährige das Schönste. Darum lief ich hinter meinen Eltern oder meiner Großmutter her und zupfte am Schürzenzipfel, am Rocksäum oder Hosenbein. Früher war mein Vater als Matrose auf einem Kriegsschiff nach Afrika gefahren, deshalb konnte er von Menschen und bunten Märkten erzählen. Früher stillte meine Großmutter bei Kerzenschein heimlich spätabends ihre Lesebegeisterung, deshalb konnte sie mir Teile aus Goethes Faust aus dem Kopf vortragen. Früher hatte meine Mutter als Kind mit der zahmen weißen Ratte von Tante Mia gespielt. Früher waren aber auch das Flugzeug und der Zeppelin über Hamburg gewesen. Und früher gab es das Auto von Onkel Herbert.

Ich habe die Fragen von Reinhold Beckmann, so gut ich konnte, beantwortet. Mir ist aber bei unseren Gesprächen auch deutlich geworden, wie sehr sich seit meiner Kinderzeit die Welt verändert hat. Neunzig Jahre sind fast ein Jahrhundert. Die kulturell lebendigen zwanziger Jahre, die Weltwirtschaftskrise und die Nazizeit mit dem Krieg und der großen Zerstörung meiner Vaterstadt sind für Reinhold Beckmann Geschichte. Für mich sind sie Teil meines Lebens. Ich bin dankbar, dass ich Reinhold Beckmann heute, nach einer langen Friedenszeit, behaglich vom Auf und Ab meines Lebens berichten kann.

Hamburg, im September 2008

Loki Schmidt

Manchmal wirken Situationen und Begegnungen sofort ganz unmittelbar und vertraut. So saß ich Loki Schmidt im Arbeitszimmer ihres Hauses in Langenhorn gegenüber. Es war vom ersten Augenblick an eine Begegnung voller Sympathie und Offenheit. Über viele Wochen trafen wir uns regelmäßig inmitten einer kleinen, handverlesenen Bibliothek. Rings um uns in den Regalen die vielfach übersetzten Werke ihres Mannes, aufgereiht und wohlsortiert. Doch bevor allzu große Ehrfurcht vor so viel kluger Welterkenntnis und politischer Weitsicht das Klima beherrschen konnte, ergriff Loki die Initiative. Hanseatisch liebenswürdig und ziemlich pünktlich um elf Uhr empfing sie mich zum zweiten Frühstück. Es gab Vollkornbrot mit Butter und Käse in appetitlich klein geschnittenen Häppchen.

Wer sich mit Loki Schmidt verabredet, sollte Folgendes beachten: Da wäre zunächst die geradezu preußische Disziplin, mit der sie konsequent ihren Bio-Rhythmus befolgt. Und ein leidenschaftliches Verhältnis zum Passivrauchen kann nicht schaden. Was manch einer in öffentlichen Räumen vermisst, gibt es im Hause Schmidt im Übermaß: Hier hängt der Himmel wie in alten, verqualmten Tagen noch voll mit blauem Dunst. An einem solchen Ort empfand ich es als feige und verweichlicht, zum Lüften ans Fenster zu treten.

Unsere Gespräche entwickelten bald eine eigene Dynamik. Da saß ich, der gut ihr Sohn hätte sein können, und fragte mich neugierig durch ihr wechselvolles Leben. Ein weiter Bogen von einer sehr einfachen, positiv erlebten Kindheit bis zu den Gedanken an die unvermeidlich letzten Dinge. Loki Schmidts

Blick zurück spiegelt facettenreich und teilweise verblüffend beinahe ein ganzes Jahrhundert Zeitgeschichte. Dabei wählte sie schon als Mädchen einen sehr unabhängigen Blickwinkel auf ihre Umgebung und ließ sich davon nie mehr abbringen. Bezeichnend ihre Feststellung, als sie über ihre Rolle als zukünftige Kanzlergattin kurzerhand für sich beschloss: »Ich werde mich in Bonn nicht verbiegen lassen.«

Bei fast allen Themen sprach Loki Schmidt spontan, pointiert und sehr persönlich. Und nur ganz selten fiel der Satz: »Jetzt schalten Sie dieses Ding doch mal aus, Herr Beckmann.« Mal trat Privates in den Vordergrund, ein andermal wusste sie mit feinen Strichen ihr Schicksal und das ihres Mannes mit dem Rauschen und Raunen der Zeitgeschichte zu verbinden. Und das alles stets selbstbewusst und reflektiert, zwischen heiteren, aber auch melancholischen Momenten. Für Loki Schmidt, so hat sie es mir gestanden, waren unsere Treffen eine große Motivation, sich noch einmal auf den Weg durch ihr Leben zu machen. Ihr ist es ein Anliegen, die nächsten Generationen an ihren Erfahrungen und Einsichten teilhaben zu lassen. Wer wie sie nie aufgehört hat zu lernen, verliert nicht das Vertrauen, dass wir alle voneinander lernen können.

Wir nahmen uns also die Zeit, da und dort innezuhalten. So begegneten wir Menschen und ließen Lebensabschnitte Revue passieren, die ihr Schicksal, aber auch das unseres Landes entscheidend geprägt haben. Des öfteren gab es zur Aufmunterung zwischendurch die von ihr geliebten Ingwerkekse. Und gelegentlich schaute Helmut Schmidt auf dem Weg ins Büro der *Zeit* auf eine Zigarettenlänge vorbei. Er setzte sich dazu und war sofort mitten im Gespräch. Da war sie greifbar, die Vertrautheit einer Beziehung von einundachtzig Jahren.

Wenn Helmut Schmidt dieser Tage anlässlich seines neunzigsten Geburtstags als herausragende Persönlichkeit der bundesdeutschen Geschichte geehrt wird, ist dies unausgesprochen auch eine Hommage an seine Frau, die ihn über Jahrzehnte be-

gleitete. Ihre Schilderungen von den Anfängen bis hin zu ihrem Dasein als Kanzlergattin und weit darüber hinaus lesen sich wie ein ganz eigenes, sehr aufschlussreiches Kapitel deutscher Geschichte. Sie hat stillen Anteil am politischen Wirken ihres Mannes – auch das habe ich in den Gesprächen mit ihr zu verstehen gelernt.

Wer sich mit Loki Schmidt über all die gemeinsamen Jahre ihrer lebenslangen Partnerschaft unterhält, ist immer wieder erstaunt. Ein Leben mit vielen persönlichen Prüfungen und Hindernissen, in dem sie durch Weitsicht und Geduld allen Schwierigkeiten begegnete. Es ist beeindruckend, mit wie viel Souveränität und Menschlichkeit sie an der Seite ihres Mannes ein eigenständiges Leben geführt hat und ihm dabei doch stets nah geblieben ist.

Ich danke Tanja Krawczyk, Marcus Foag und Wolfgang Weismantel für ihre Unterstützung.

Hamburg, im September 2008

Reinhold Beckmann

»Honni, Honni, aus dem Land von Karbonni«

Eine Kindheit in Hamburg

3. März 1919, Hannelore Glaser kommt in einem Hamburger Arbeiterviertel in Hammerbrook in der Schleusenstraße zur Welt. Was war das für ein Haus, und wer wohnte alles dort?

Es war ein großes Etagenhaus. Ich vermute einmal, 1880 gebaut, mit drei oder vier Etagen. Meine Großeltern, meine Eltern und die zwei jüngeren Schwestern meiner Mutter mit ihren Männern wohnten da. In einem kleinen Zimmer wohnte Thora. Sie hieß eigentlich Viktoria Griese und war die Tochter einer Nachbarin meiner Großeltern, einer ledigen Mutter – das hat es immer gegeben. Sie lebte in einer winzigen Wohnung mit ihrer kleinen Tochter. Tagsüber ging sie arbeiten. Dann bekam sie Tuberkolose und starb. Daraufhin haben meine Großeltern Thora zu sich genommen: »Eine mehr, darauf kommt es auch nicht an.« Sonst hätte sie sofort ins Waisenhaus gemusst.

Von dem Tag an gehörte Thora fest zur Familie?

Ja, meine Großeltern, meine Mutter und meine Tanten waren ihre Familie. Nebenbei erwähnt: Von Vater Staat gab es keine finanzielle Hilfe, wenn man ein Kind aufnahm.

Was war mit Haustieren?

Ein Hund war im Haus: Wulli war ein kleiner Dackel. Er kniff mich als Dreijährige immer in die Waden. Dann kletterte ich auf einen kleinen Stuhl und rief Großmuddel, die mich retten musste.



Als Dreijährige mit »Bodder-lecker« und von der Mutter genähtem Kleid. Das Bilderbuch gehörte dem Fotografen; zu Hause gab es keins.

Die Lage der Schleusenstraße in Hammerbrook war ja nicht ganz ungefährlich.

Ich weiß, dass meine Großmutter mit mir, wenn Hochwasser eintrat, die Straße entlangging. Es gab eine kleine Anhöhe, von der aus man in den Hafen gucken konnte und wo eine richtige Kanone stand. Mit der wurde »Hochwasser geschossen«.

Sie sind ein paar Jahre später umgezogen.

Das erinnere ich noch ganz genau – auf eine Schott'sche Karre, eigentlich nur eine Plattform mit vier Rädern und einer Deichsel, wurden die Möbel geladen, die meinen Eltern gehörten. Obendrauf kam das Bettzeug, und darauf wurde mein Bruder gesetzt. Der war ja erst drei Jahre alt. Er bekam eine Papierlaterne in die Hand mit der Weisung: Die musst du immer hochhalten, damit die Leute und die Pferdewagen auf der Straße uns auch sehen. Das Ganze fand natürlich in der Dunkelheit statt, nach der Arbeit. Drei Freunde haben geholfen. Die Wohnung kann ich noch genau beschreiben, auch die Möbel. Die Wohnung hatte höchstens 28 Quadratmeter.

Was bot die Wohnung sonst noch?

Strom gab es nicht, sondern Gas. Draußen am Haus befand sich an einem geschwungenen schmiedeeisernen Arm eine Gaslaterne. In der Wohnung gab es in der Küche und im Wohnzimmer eine Gaslampe. Die Blumensträuße, die mein Vater häufiger mitbrachte, waren nach zwei Tagen verwelkt wegen des Gases. Dass die Gasbeleuchtung auch für uns Menschen ungesund war, spielte keine Rolle, schließlich war die Wohnung billig. Mein Vater bekam in der Woche 27 Mark ausbezahlt, die Miete betrug 27 Mark im Monat.

Es blieben dann noch drei mal 27 Mark übrig für das Leben.

Meine Mutter ging häufig zum Nähen, und Thora kam, um die drei Kinder zu versorgen.

Gab's ein WC?

Nein. Diese Wohnung – für heutige Verhältnisse unvorstellbar – hatte einen Ausguss mit einem Wasserhahn neben der Wohnungstür. Das war der einzige Wasserhahn in der Wohnung. Ein WC gab es nicht, sondern einen Austritt im Treppenhaus ohne Fenster. Ich vermute, dass da ein Goldeimer war.

Ein Goldeimer und so eine Art Plumpsklo?

Ja, ein Plumpsklo. Wir Kinder hatten vor diesem Klo im Treppenhaus eine scheußliche Angst. Deswegen stand in unserem Schlafzimmer außer den drei Betten und dem Kleiderschrank noch ein Stuhl in der Mitte, unter dem sich ein Töpfchen befand.

Um bloß nicht wieder zum Klo gehen zu müssen. Was war das Scheußliche an diesem Plumpsklo, das den Kindern so viel Angst gemacht hat?

Die Dunkelheit. Da war ja kein Fenster. Und man musste ins Treppenhaus.

Da war einem das Töpfchen doch näher.

Kalt war die Wohnung aber auch. In der Küche befand sich ein großer Herd, wie sie früher üblich waren. Darauf stand ein zweiflammiger Gasherd. Manchmal, im Winter, wurde aber auch der große Herd in Betrieb genommen. Das Kinderschlafzimmer war ungeheizt. Das Kabuff, in dem meine Eltern schliefen, natürlich auch. Nur das Wohnzimmer war noch zu heizen. Dort war ein Kohleofen.

Wie hat Mutter die Wäsche gewaschen?

Mit einem großen Topf auf dem Kohleherd und natürlich mit einer Ruffel.

Was ist eine Ruffel?

Eine Holzunterlage, ungefähr 80 Zentimeter, das heißt ein dickes Holzbrett, auf dem ein wellenförmiges Blech befestigt war.

Darauf konnte man schrubbyen.

Ja. Jeden Sonnabend wurde auch auf dem Kohleofen ein großer Topf mit Wasser erwärmt. Dann kam die Badewanne, eine Zinkwanne.

Eine mobile Zinkwanne. Die wurde in die Küche gestellt.

Die stand in der Küche unter einem Arbeitstisch. Sitzen konnte man in der Küche nicht. Einen Stuhl gab es nicht, sondern nur einen Arbeitstisch. Darunter stand die Wanne für die sonnenabendlichen Badevergnügungen. Natürlich alle Kinder im selben Wasser.

Gab es eine klare Reihenfolge, wer zuerst in die Wanne durfte? Wie war das bei den Glasers?

Meine Eltern haben immer erst uns drei Kinder gebadet. Obwohl sie alles andere als prude waren, haben sie selbst nie mit in der Wanne gebadet. Sie sind zwar manchmal ohne was in der Wohnung umhergelaufen, sodass mir der Unterschied zwischen Mann und Frau selbstverständlich und vertraut war. Auch wir Kinder sind häufig nackt herumgelaufen. Aber gründlich gewaschen haben sich meine Eltern nie vor den Augen ihrer Kinder.

Waren Sie als Älteste berufen, als Erste ins Badewasser steigen zu können?

Das weiß ich nicht mehr. Ich meine, dass wir zu zweit in der Wanne gesessen haben. Wenn man die Knie hochzog, konnte einer auf der einen und der andere auf der anderen Seite sitzen. Außerdem macht es viel mehr Spaß. Nach dem Badevergnügen gab es am Sonntagmorgen frische Unterwäsche.

Gab es denn ein besonderes Erlebnis in diesen Jahren?

In den zwanziger Jahren – wahrscheinlich 1928 – kam mein Vater einmal abends nicht von der Arbeit nach Hause. Auf un-

ser Fragen hin sagte unsere Mutter: »Papa ist einige Wochen auf Montage.« Wir erfuhren, dass unser Vater eine wichtige Arbeit zu verrichten habe: Weit entfernt von Hamburg gebe es ein kleines Schlösschen an der Elbe, erzählte sie. Sie meinte das Herrenhaus Haseldorf in der Elbmarsch stromabwärts. Dort war eine Überlandleitung neu errichtet worden, sodass der Hof mit allen Gebäuden an das Stromnetz angeschlossen werden konnte. Bis dahin hatte es nur Kerzen und Petroleumlampen als Lichtquelle gegeben. Uns Kindern erschien der Gedanke, dass unser Vater in einem Schloss arbeitete und allein alle Leitungen legen konnte, wie aus einem Märchen.

Haben Sie Ihren Vater einmal besucht?

An einem Wochenende im Sommer. Die S-Bahn bis Wedel gab es schon. Von da an folgte ein langer Fußmarsch. Unsere kleine Schwester war erst sechs Jahre alt. Aber wir erreichten Haseldorf und wurden von unserem Vater in die Arme geschlossen. Dann begrüßte uns die Wirtschafterin und brachte uns in die riesige Schlossküche. In der Mitte des Raumes stand ein so großer Tisch, wie ich noch nie einen gesehen hatte. In dem großen Raum mit niedriger Decke aßen alle Arbeiterinnen und Arbeiter von Haseldorf dreimal am Tag zusammen. Jetzt waren wir allein dort.

Und was gab es Schönes?

Die Wirtschafterin sagte zu uns: »Es gibt was Feines: Wildente mit Rotkohl.« Als wir unser Fleisch klein geschnitten hatten, steckte ich erwartungsvoll ein Stück in den Mund und kaute und kaute. Ich sah meinen Bruder an: Er kaute und kaute. Der Vanillepudding schmeckte besser. Bald mussten wir zurück. Und kurze Zeit darauf war unser Vater auch mit seiner Arbeit fertig.

Wann hat Ihr späterer Mann Sie zum ersten Mal in Ihrer Wohnung besucht?

Wir waren schon in der Lichtwarkschule, als er mir mal eine Mütze nach Hause gebracht hat.

Dann ist er den ganz langen Weg rüber von Barmbek in die Baustraße in Hamburg-Borgfelde?

Ja. Solche Wege waren eine Selbstverständlichkeit.

Haben Sie die Mütze mit Absicht vergessen, damit er mal zu Ihnen nach Hause kommt?

Nein.

Als junges Mädchen lässt man sich doch was einfallen.

Wie alt war ich da? Rechnen Sie mal! Auf die Idee wäre ich nie gekommen.

Wir sind aus der kleinen Wohnung ausgezogen, als ich elf Jahre alt war.

Ihr Mann erzählt, für ihn sei es ein einschneidendes Erlebnis gewesen, als er Ihre Baskenmütze, die Sie bei ihm zu Hause vergessen hatten, in die Wohnung Ihrer Eltern in die Baustraße in Hamburg-Borgfelde zurückbringen musste.

Sein Entsetzen habe ich nicht mitgekriegt. Das hat er mir erst viel später erzählt. Er ist in einer bürgerlichen Familie aufgewachsen.

Für Ihren späteren Mann stellte sich die Frage: Wie kann man dort leben? Nach dem Motto: Lieber Gott, dass Menschen so leben müssen! So hat er es formuliert.

Ich weiß. Für ihn und viele meiner Klassenkameraden war allein die Tatsache, dass man nicht klingeln konnte, sondern klopfte und die Tür aufging und man in der Küche stand, komisch. Dramatisch wurde es, wenn man mal musste.

Kam denn Helmut Schmidt nach diesem Erlebnis als Zwölfjähriger später trotzdem vorbei?

Wir sind dann bald nach Horn umgezogen. Da ist er häufiger gewesen.

Wie war's im Winter, wenn's kalt wurde?

Da wurde ein Backstein unten ins Bett gelegt. Der wurde erst auf dem Ofen gewärmt, dann in Zeitungspapier, das immer wieder benutzt wurde, eingewickelt und ins Bett gelegt.

War es außergewöhnlich, wenn jemand eine Zeitung mit nach Hause brachte, oder war eine Zeitung regelmäßig da?

Nein, bei uns nicht. Kostete ja Geld.

Schellingstraße 9 in Hamburg-Eilbek: Wohnhaus der Familie Schmidt ab ca. 1931.

